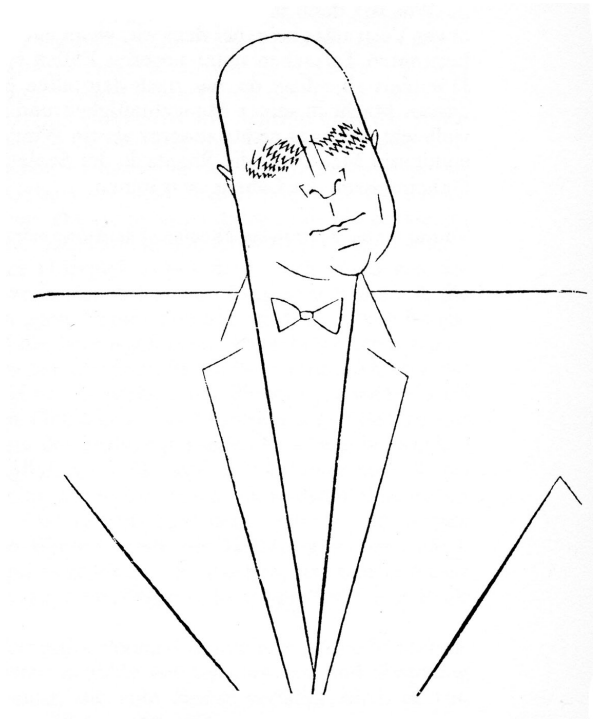


Sascha Kirchner

*

Der Bürger als Künstler

Bruno Frank (1887–1945)



Von niemandem abhängen, der Mann seines Herzens,
seiner Grundsätze, seiner Gefühle sein:
nichts habe ich seltener gesehen.

Nicolas Chamfort: Maximen

Sascha Kirchner

Der Bürger als Künstler
Bruno Frank (1887–1945)

Leben und Werk

Grupello Verlag

www.grupello.de

Frontispiz: Zeichnung von Eva Herrmann

© VG Bild-Kunst, Bonn 2009

Abbildungen mit den Ziffern 1, 4, 14, 19 und 20

Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar

Abbildungen mit den Ziffern 2, 7 und 13

ullstein bild, Berlin

Alle anderen Abbildungen

Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München

D 61

1. Auflage 2009

© by Grupello Verlag

Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf

Tel. 0211-498 10 10 · E-Mail: grupello@grupello.de

Druck: Müller · Satz & Repro, Grevenbroich

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89978-095-6

Inhalt

Vorbemerkung	9
DIE FRÜHEN JAHRE (1902 – 1918)	
I. Der Bankierssohn und die Reformpädagogik Bankgeschäft Gebrüder Rosenfeld · <i>Buddenbrooks</i> auf der Uhlandshöhe · Landerziehungsheim Haubinda Frau Maria Lessing · Ein unbotmäßiger Charakter	17
II. Spieler, Schuldenmacher und Student Abitur und erste Gedichte · Das Tübinger Semester <i>Im dunkeln Zimmer</i> · Aus dem Leben eines Immoralisten Ein Brief aus Paris · Zweimal Monte Carlo	23
III. Der erste Roman, die ersten Novellen Der scheiternde Künstler · Das stille Glück Stil und Gewissen · Outriert bürgerlich Ein Novellenwettbewerb · Fluchtversuche	38
IV. Neue Gedichte, neue Verluste Der Tübinger Doktor · Der Lyriker als Melancholiker Paris leuchtet · Ein Requiem für Emma Ley Zwei literarische Götter · Im <i>Simplicissimus</i>	49
V. Kriegsdienst und Kriegsgedichte Erstmals Politik · Deutschland, Frankreich und der Krieg Als Dolmetscher in Flandern · Das Licht der Geschichte Erlösung? · Das Stroh von 1789	64
VI. <i>Die Fürstin</i> , ein Roman der Demut Langen gegen Müller · Vom Dienen Le plus humble des hommes · Ein Masochist? Die russischen Pogrome · Metaphysik ohne Himmel	77

VII. Auf der Bühne	85
Das erste Bühnenstück · Brecht oder ich	
Der Irrtum des Dramatikers · Schreibrüder und Veitstänzer	
VIII. Revolution und Menschenliebe	92
November 1918 · Geistige Arbeiter · Das Erbe der Aufklärung	
Die Demut des Künstlers · Gesinnungszensur?	
ZWISCHEN DEN ZEITEN (1919 – 1933)	
I. Vor dem Erfolg	107
Die Feldafinger Eremitage · Von der Tradition des Erzählers	
Ehebruch aus Mitleid · Walpurgisnacht auf französisch	
<i>Der Goldene</i> · Die Geliebte einer ganzen Stadt	
II. Zweimal Friedrich: <i>Tage des Königs</i> und <i>Trenck</i>	119
Der alte Fritz · <i>Friedrich und die große Koalition</i>	
Fridericus Rex · Flucht in die Biographie?	
1. Der alte König	122
Falscher Idealismus · Müller Arnold prozessiert	
Justiz nach Vernunft, Recht und Billigkeit? · Die Narbe	
Von der sokratischen Liebe · Was Lafayette sieht	
Der König als Marionette · Die schuldlose Natur	
Der Trost der Vernichtung	
2. Aufklärer oder Despot?	138
Garantie der Komposition · Posthume Ritterlichkeit	
Doppelgänger im Spiegel · Der vornehme Räuber	
»Dialektik der Aufklärung« · Kunersdorf 1759	
Gegen das »soignierte Kunstwerk« · Turgenjews Humanität	
III. München als Heimat	151
Mauerkircherstraße Nr. 43 · Die Tochter der Massary	
Heimat als Illusion · Zwölftausend verkaufte Hessen	
Friderizianischer Republikanismus · Franklins Fälschung	

IV. Dionysischer Untergang – die *Politische Novelle* 161
 Der Geist von Locarno · Mussolini in Ravello
 Die geheime Lust der Unterwerfung · Briand als Apoll · Paneuropa
 Flaubert liest *Faust* · Das letzte Abendmahl · Am Brunnen
 vor dem Tore · Europas Selbstmord · Verrisse von links

V. *Der Magier* oder: ein Denkmal für Max Reinhardt 180
 Gegen den Hochschulantisemitismus · Der Zauberer Meskart
 Der Kunstmechanismus · Reinhardt am Sunset Boulevard

VI. Abschied von der deutschen Bühne 187
 Ein anspruchsloser Scherz · *Sturm im Wasserglas*
 Die Nichtigkeit des Ruhmes · Der reizbare Gentleman
 Eine amerikanische Michael Kohlhaas-Ballade
 Krötenschlucken · Faschingsdienstag in München

IM EXIL (1933 – 1945)

I. Das erste Exil 213
 In Lugano · Mit Thomas Mann gegen München · Querido wirbt
 Reise durch Nordafrika · *Die Monduhr* · Pallenberg in Salzburg
 Der erste beste Volksbetrüger · »Liquidation Rosenfeld«

II. *Cervantes* oder: der Dichter als Odysseus 230
 Strandvormittage in Sanary · Feuchtwanger und Zweig loben
 Der König der Toten · Das autonome Kunstwerk
 Griechische Freiheit, jüdisches Erbarmen · Don Quijote avant la lettre
 Eine einzige beschämende Anspielung · Book of the Month
 Londons ruchloser Optimismus · Salzburgs düsterer Horizont

III. Ein adliger Antifaschist – *Der Reisepaß* 252
 Ein feiger Verunglimpfer · *Sturm in a Teacup* vor Edward VIII.
 500 Schilling für A. M. Frey · Mit Polgar am Spieltisch
 Klaus und Golo rezensieren · Konservative Revolutionäre
 Hommage à Masaryk · Ein Rettungsmärchen
 Im Lesedom · New York, 26. Oktober 1937

IV. Das zweite Exil	277
The most wonderfully American thing in the world 513 North Camden Drive · Chantage à la guerre Abschied vom Film? · <i>Lüge als Staatsprinzip</i> Weihnachten 1939 · <i>Sechzehntausend Francs</i> European Film Fund · Ein Denunziant	
V. <i>Die Tochter</i> , ein Requiem für Galizien	303
Die deutsche Sprache bewahren · Ein Lebenstrost Enemy aliens · Das andere Deutschland? Ein bourgeoises Täubchen · Die jüdische Sängerin, der habsburgische Offizier · Die polnische Republik Zwischen den Religionen · Der Leviathan	
VI. Die letzten Jahre	327
Alchemisten-Luft · Fertig mit Hollywood Höllenschwefel, Höllenhund · Im Visier des FBI Der karge Lebensrest · Wie sie alle der Teufel holt Bruno Walter spielt Bach · <i>Chamfort erzählt seinen Tod</i>	
ANHANG	
Anmerkungen	345
Quellen- und Literaturverzeichnis	383
Personenregister	407
Dank	416

Vorbemerkung

»Glücklich« nannte Ludwig Marcuse das Leben des Bruno Frank in einem Nachruf auf den Freund, der im *Aufbau* erschien, wenige Tage nach dessen Tod am 20. Juni 1945. Er präzisierte sein gewagtes Urteil, indem er hinzufügte, Bruno Frank habe nicht mehr gewollt, als er bekam: »Er war zufriedenzustellen. Er war ein sehr dankbarer Günstling des Lebens.« Und so sei er anderen Menschen sehr zugetan gewesen: »Er war der Gegenspieler aller fetten Prediger der Magerkeit. Es war sein Lebens-
element, wohlzuwollen. Zwar war er leicht zu irritieren; und hatte er gerade einen ordinären Burschen für einen Freund gehalten – dann schrieb er einen saugroben Brief und trug ihn ganz schnell zur Post, damit ihn nur niemand davon abbringen könne. Aber nie bin ich jemandem begegnet, den ein glückliches Leben so sehr zum Glück geschaffen hatte: für alle, die er gerade traf.« Es ist bezeichnend, daß Marcuse nicht zuerst an den Schriftsteller, sondern an den Menschen Bruno Frank erinnerte – dessen Persönlichkeit manchen faszinierte und illuminierte. »Ich habe manchen unscheinbaren Menschen gesehen, den sein Händedruck zum Schein brachte. Das ist Bruno Franks Beitrag zum kommenden Paradies gewesen«, stellte Marcuse pointiert fest.

Frank und er hatten sich 1934 in Sanary-sur-Mer kennengelernt, und von 1939 an verband sie in Kalifornien eine Freundschaft, die Ludwig Marcuse jenes plastische Portrait eingab. »Er war auch als Schriftsteller glücklich. Er kannte seine Gaben und sein Feld sehr genau – und war mit beiden herzlich einverstanden. Er blieb sich nie etwas schuldig und übernahm sich nie. Er genoss die grosse Mühe, die ihm das Schreiben machte – und genoss jedes Gelingen. Er war kein politischer, aber ein stilistischer Perfektionist: ein grosser Buchstaben-Bastler vor dem Herrn – wie sein geliebter Meister Flaubert. Franks schönste Sätze sind ein reines Abbild seiner drei Haupt-Tugenden: seiner menschlichen Wärme, seiner anschaulichen und gedanklichen klaren Begrenztheit und seiner schriftstellerischen Gewissenhaftigkeit.«¹ Obschon Marcuses Nekrolog naturgemäß nicht frei von Verklärung ist – keiner der Zeitgenossen Bruno Franks schrieb etwas, das ihn treffender charakterisierte. Wer war dieser Schriftsteller, dessen Lebensbahn so glücklich seinem künstlerischen Beruf zu entsprechen schien?

Unter jene Autoren, die konsequent autobiographisches Material literarisch verwertet haben, ist zweifellos Thomas Mann zu rechnen. Dessen Lust zum autobiographischen Bekenntnis – sublimiert in Roman oder Erzählung, offensichtlicher in vielen Essays, erst recht in den postum erschienenen Tagebüchern – steht in scharfem Kontrast zu jenem Mangel, den sein langjähriger Bewunderer Bruno Frank 1930 in einem Beitrag für die *Literarische Welt* bei sich konstatierte: »Mir fehlt vollkommen der autobiographische Trieb. Noch niemals, in meinem ganzen Leben noch keine Sekunde, habe ich eine Anwendung davon gespürt. [...] Ich bewundere, ja ich beneide die Schriftsteller, denen ihr Ich bedeutend und symbolkräftig erscheint, und deren ganze Arbeit nichts ist als objektivierte Selbstdarstellung. Das Phänomen Goethe ist für mich das unbegreiflichste in der ganzen Geistesgeschichte.« Ein Spezifikum deutscher Literatur – der romantisch inspirierte Subjektivismus und die Kultivierung des Leidens an sich selbst – gilt für Bruno Franks Werk nicht.

Frank kehrte solchen Subjektivismus um: »Ich sagen? Ich mag nicht Ich sagen. Ich mag mich nicht erinnern. Ich mag nichts wissen von durchlaufenen Phasen. Ich mag mich selber nicht wichtig nehmen. Auch meine literarischen Arbeiten natürlich sind von Gewesenem und Erlebtem geformt – wovon sollten sie sonst geformt sein! Gut oder schlecht – nur dieser eine Herr B. F., geboren am 13. Juni 1887, hat sie genau so hervorbringen können. Jeder Tonfall im Satz, jeder Klang im Vers ist bestimmt durch alles, was gewesen ist. Aber das Warum und Woher – wen soll das beschäftigen! Wen geht dieser Herr B. F. das mindeste an? Er interessiert sich selbst nicht für sich.«² Das demonstrativ vorgetragene Desinteresse an sich selbst befeuert die Neugier anderer erst recht, und es ist allzu menschlich, daß man etwas über den Menschen hinter dem Werk zu erfahren wünscht. Bruno Frank hat es der Nachwelt in dieser Hinsicht nicht leicht gemacht, denn der fehlende Drang zum Selbstbekenntnis hat zur Folge, daß es von ihm keine autobiographischen Texte gibt. (Die Selbstdarstellung von 1930 bildet die Ausnahme.) Keine Tagebücher, keine Notizen, keine Essays von seiner Hand, die Auskunft über sein Leben geben könnten – und obwohl er derartiges gar nicht schrieb, verfügte er in seinem Testament überdies, daß sein literarischer Nachlaß vernichtet werde. In der erhaltenen englischen Übersetzung seines letzten Willens heißt es: »My wife shall burn all letters of third persons found in my possession except those of my wife's and those of Thomas Mann. Furthermore she shall burn all my manuscripts of lesser nature, preparatory works etc. in order that only my published works will remain.«³ Er wollte in der Öffentlichkeit nur durch sein Werk gelten – im Leben wie nach seinem Tod.

Fand das postum angeordnete Autodafé statt? Jedenfalls sind kaum unveröffentlichte Werke von Bedeutung überliefert, sieht man von dem Essay *Lüge als Staatsprinzip* ab, den er 1939 schrieb; keine Romane, keine Erzählungen und keine

weiteren Essays harren der Entdeckung. Der Schauspieler, Schriftsteller und Lektor Herbert Günther, der ihm Ende der zwanziger Jahr in München nahe stand, erinnerte sich Jahre später, wie er Bruno Frank einmal vorgeschlagen hatte, seine gesammelten Essays herauszubringen. Er habe ihm geantwortet: »Mein Material würde wahrscheinlich quantitativ ausreichen. Aber meine Essayistik ist einfach nicht wichtig genug, um eine solche Publikation zu rechtfertigen. Man soll durchaus nur das erscheinen lassen, was man von ganzem Herzen gutheißen kann.«⁴ Der hohe literarische Anspruch an sich selbst – stilistischer Natur vor allem – hinderte ihn wohl daran, manchen Essay überhaupt zu schreiben; er wies Vorschläge etwa von Klaus Mann während der Zeit des Exils wiederholt zurück, mit der Begründung, er zweifle an seiner essayistischen Begabung.

Wer etwas über das Leben Bruno Franks in Erfahrung bringen möchte, was über die knappen und gelegentlich stereotypen Darstellungen in Literaturlexika hinausgeht, muß sich in erster Linie an Briefe von seiner Hand halten, die sich in den Nachlässen anderer erhalten haben. Deren größter und bedeutendster Teil wird im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar aufbewahrt. Ist die Überlieferung für die Zeit vor 1914 passabel und für die Zeit des Exils nach 1933 vergleichsweise gut, so sind aus den Jahren dazwischen nur wenige Briefe erhalten. Diesen Quellen, den Erinnerungen und Tagebüchern von Zeitgenossen sowie den literarischen Veröffentlichungen Franks chronologisch folgend, habe ich Biographie und Werkgeschichte miteinander verknüpft – und auf diese Weise versucht, Leben und Werk Bruno Franks zum ersten Mal auf der Grundlage der verfügbaren Archivadokumente darzustellen.

Erzählt man eine *Lebensgeschichte*, so unterstellt man der vielgestaltigen und unzusammenhängenden Wirklichkeit nachträglich einen Sinnzusammenhang, der letztlich nur durch die Konstanz des Eigennamens verbürgt ist. Die biographische Erzählung ist eine Konstruktion, und sie muß unvollständig bleiben. Pierre Bourdieu hat diesen Vorbehalt artikuliert, als er vermutete: »Eine Lebensgeschichte zu produzieren, das Leben für eine Geschichte zu nehmen, für die schlüssige Erzählung einer bedeutungsvollen und gerichteten Abfolge von Ereignissen, das heißt vielleicht, sich einer Illusion der Rhetorik zu opfern [...].«⁵ So mag es sein, aber – wie anders erzählen? Mir schien es unerläßlich, den biographischen Hintergrund von Bruno Franks schriftstellerischer Laufbahn zu erhellen: Sein Prosawerk spiegelt die geschichtlichen Zäsuren, die er durchlebte – man denke an den Ersten Weltkrieg und die Jahre nach 1933 –, und es wird erst transparent, wenn man die biographischen Prägungen in den Blick nimmt, die ihm zugrunde liegen. Kaiserreich, Weimarer Republik und Exil sind die historischen Koordinaten dieses Lebens. Die Geschichte der Werke Bruno Franks zu erzählen bedeutet hier, sie im Licht der Biographie des Autors neu zu lesen – nicht aber, das Werk bloß biographisch zu deuten.

Die Germanistik wurde bedingt durch die Konjunktur der Exilforschung in den siebziger Jahren auf Bruno Frank aufmerksam; bevorzugt untersuchte man innerhalb dieses Bezugsrahmens seine Exilromane *Cervantes* und *Der Reisepaß* als Texte, die dem nazistischen Deutschland entgegengesetzt waren. Bisweilen war diese Perspektive zu eng gefaßt, und mancher Interpret wunderte sich später, daß die politische Sinnschicht in den vor 1933 erschienenen Büchern Franks den allzu einseitig ausgerichteten antifaschistischen Interpretationsschemata zuwiderlief.⁶ Zwei längere Arbeiten über Bruno Frank sind bisher erschienen: Walter Carl-Alexander Hoyt stellte in seiner Untersuchung motivische Konstanten im Prosawerk heraus und versuchte, den Autor literaturgeschichtlich einzuordnen; Ulrich Müller orientierte sich am Kampf gegen den Faschismus als Leitmotiv von Franks Spätwerk und betrachtete auch die Prosa der zwanziger Jahre aus diesem Blickwinkel.⁷ Alles in allem haben die Bücher Bruno Franks weitaus weniger literaturwissenschaftliche Deutungen herausgefordert als die vieler seiner Zeitgenossen.

Dabei kann man nicht sagen, daß es nach dem Zweiten Weltkrieg an Versuchen gemangelt hätte, die Werke Bruno Franks der literarischen Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen. Seine Witwe Liesl Frank, die bald nach dem Tod ihres Mannes nach New York übersiedelte und 1948 den aus Wien stammenden Regisseur Leo Mittler heiratete, setzte sich stets für das Werk des Verstorbenen ein. Das fiel ihr um so leichter, da sie Anfang der fünfziger Jahre als Agentin für die deutschsprachigen Rechte amerikanischer Bühnenautoren nach Deutschland zurückkehrte. (Zuerst lebte sie in Hamburg, nach Mittlers Tod heiratete sie 1965 in dritter Ehe den Drehbuchautor Jan Lustig und lebte mit ihm – wie einst mit ihrem ersten Mann – wieder im Münchner Herzogpark.) 1957 erschien im Rowohlt Verlag, bei dem Frank in den zwanziger Jahren veröffentlicht hatte, ein Band mit ausgewählten Werken, dem Thomas Manns Nachruf auf den langjährigen Freund vorangestellt war und der nicht nur Prosa, sondern auch die Schauspiele *Zwölftausend* und *Sturm im Wasserglas* sowie Gedichte enthielt. In den fünfziger und sechziger Jahren gab es überhaupt zahlreiche Neuauflagen von *Tage des Königs*, *Trenck* und *Cervantes*, auch von der *Politischen Novelle*, und sie wurden von namhaften Verlagen veröffentlicht: unter anderen von Bertelsmann, Claassen, der Deutschen Verlags-Anstalt, Kiepenheuer & Witsch und S. Fischer. Kurz: man las Bruno Frank im Nachkriegsdeutschland – vor allem jene Prosabücher, mit denen er in dem Jahrzehnt zwischen 1924 und 1934 einem größeren Publikum bekannt geworden war. Erst mit Beginn der siebziger Jahre, als man die deutsche Literatur des Exils wiederentdeckte, rezipierte man Frank zunehmend als Schriftsteller, der die Jahre nach 1933 in der Emigration verbrachte. Es ist das Verdienst Martin Gregor-Dellins, eine fast vollständige Ausgabe der Prosawerke Franks im Münchner Nymphenburger Verlag herausgegeben

zu haben, als deren erster Band 1975 *Der Reisepaß* erschien und die 1985 mit der Publikation von *Die Tochter* ihren Abschluß fand. Die beiden Exilromane Franks wurden damit zum ersten Mal in Deutschland veröffentlicht, und die Ausgabe Gregor-Dellins erschien als Lizenz auch beim Buchverlag Der Morgen in der DDR, wo man Bruno Frank offizieller Terminologie folgend als antifaschistischen Autor bürgerlich-humanistischer Prägung las.

Er war beides: bürgerlich und humanistisch, vom Geist des europäischen neunzehnten Jahrhunderts durchdrungen. Immer wieder las er in seinen letzten Lebensjahren Flauberts *Bouvard et Pécuchet*, immer wieder mußte Ludwig Marcuse ihm einen Band von Sainte-Beuve aus der Bibliothek mitbringen. In der zitierten Selbstdarstellung sprach Frank vom Ideal des »humanen Gentleman«, das aus diesem Jahrhundert herrührte, und er charakterisierte sich in der dritten Person: »Bruno Franks ethischer und literarischer Geschmack ist ziemlich altmodisch. Er ist kein Faschist und kein Chiliast, kein Machtfanatiker und kein Chaosgläubiger, alles steile und laute Getue in der Kunst langweilt ihn unaussprechlich, und sollte er ein Lebensideal für sich aufstellen, so wäre es der Typus des ›humanen Gentleman‹, wie ihn unter den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts etwa Turgenjew verkörpert.«⁸ Iwan Turgenjew, Gustave Flaubert, Arthur Schopenhauer und schließlich Thomas Mann, in dem klassisches Erbe fortlebte und der es ironisierte, galten ihm alles. Die skeptische Humanität – die Verbindung von »Vernunft« und »Mitleid« –, die diesen Schriftstellern eignete: sie prägte das Leben des Bruno Frank. So wurde er zum unzeitgemäßen Autor inmitten eines ästhetisch wie politisch polarisierten Umfelds – zu einem Schriftsteller, der die Lebensform des Bildungsbürgers kultivierte und mit der des Künstlers zu vereinbaren suchte: der Bürger *als* Künstler.

Die frühen Jahre (1902–1918)

Während wir nämlich von Leiden frei sind, spiegeln unruhige Wünsche uns die Schimären eines Glückes vor, das gar nicht existiert, und verleiten uns sie zu verfolgen: dadurch bringen wir den Schmerz, der unleugbar real ist, auf uns herab. Dann jammern wir über den verlorenen schmerzlosen Zustand, der, wie ein verscherztes Paradies, hinter uns liegt, und wünschen vergeblich, das Geschehene ungeschehn machen zu können.

Arthur Schopenhauer: Aphorismen zur Lebensweisheit

I. Der Bankierssohn und die Reformpädagogik

*Bankgeschäft Gebrüder Rosenfeld · »Buddenbrooks« auf der Uhlandshöhe
Landerziehungsheim Haubinda · Frau Maria Lessing
Ein unbotmäßiger Charakter*

»Bist alsobald und fort und fort gediehen, / Nach dem Gesetz wonach du angetreten«, heißt es kategorisch im ersten von Goethes *Urworten*. Das »Gesetz«, dem Bruno Frank unterstand und das ihn leitete, war das des deutsch-jüdischen Bürgertums an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. Vor allem die großbürgerliche Herkunft prägte den angehenden Schriftsteller; sie bestimmte ihn zeit seines Lebens – alles in allem mehr als die Tatsache, daß er in einer assimilierten jüdischen Familie aufwuchs. Bruno Sebald Frank kam am 13. Juni 1887 in Stuttgart als erster Sohn des Bankiers Sigismund Frank zur Welt. Der Vater, im Revolutionsjahr 1848 in Krefeld geboren, hatte am 3. September 1886 die gerade volljährig gewordene Lina Rothschild geheiratet, Tochter des Frucht- und Kohlenhändlers Salomon Rothschild und seiner Frau Jeannette aus Hanau. Die Großmutter war nach dem frühen Tod ihres Mannes 1870 nach Frankfurt gezogen, wo auch die Eheschließung der Eltern Bruno Franks stattfand. Sigismund Frank führte zu dieser Zeit schon eine aufstrebende Stuttgarter Privatbank. Dem Ehepaar wurden in großen Abständen drei weitere Kinder geboren: die Söhne Helmuth und Lothar 1892 und 1900, schließlich 1908 die Tochter Ruth.¹

Der jüdische Anteil am Wirtschaftsleben Württembergs war seit den Zeiten des Hoffaktors Joseph Süß Oppenheimer beständig gewachsen. Als Mitte des 19. Jahrhunderts das »goldene Zeitalter« der Privatbanken anbrach und zahlreiche Bankgeschäfte gegründet wurden, hatten die Württemberger Juden auch daran einen beträchtlichen Anteil.² Die württembergischen Privatbanken erlangten indes nicht die Bedeutung der Häuser Rothschild in Frankfurt am Main oder Oppenheim in Köln.³ Im Jahr 1864, das den Juden durch den württembergischen König Karl die bürgerliche Gleichberechtigung brachte, existierte in Stuttgart bereits eine starke jüdische Gemeinde. Die Brüder Götz und Wilhelm Rosenfeld gründeten dort 1866 eine offene Handelsgesellschaft zum Betrieb eines Bank- und Wechselgeschäfts. Beide besaßen ein weiteres selbständiges Geschäft in Frankfurt am Main. Nach dem Austritt seines Bruders aus der kurz zuvor gegründeten Stuttgarter Firma Gebrüder Rosenfeld zum Jahresende 1871 übergab Wilhelm Rosenfeld das Geschäft fünf Jahre

später, im Juli 1876, an Abraham Einstein und Sigismund Frank, die beide Prokura für das Unternehmen besaßen.⁴

Die von Einstein und Frank geleitete Privatbank erlebte in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg anscheinend einen bemerkenswerten Aufstieg; die beiden Inhaber werden von Maria Zelzer in ihrem Erinnerungsbuch zu den »neu aufstrebenden Reichen der Stuttgarter jüdischen Gemeinde«⁵ gezählt. Die Stuttgarter Juden waren, gemessen an ihrem Bevölkerungsanteil, unter den wohlhabenden Bürgern der Stadt überdurchschnittlich stark vertreten. Für das Jahr 1914 lassen sich die finanziellen Verhältnisse Sigismund Franks genau beziffern: Er besaß zwei Millionen Mark Vermögen und versteuerte ein Jahreseinkommen von 140.000 Mark.⁶ Die Firma Gebrüder Rosenfeld war seit 1912 in der Kronprinzstraße 30 ansässig, in bester Innenstadtlage von Stuttgart. Später, im Juni 1921, traten Helmuth Frank und Edgar Einstein, die Söhne der Inhaber, als weitere Gesellschafter in die Firma ein.⁷ Die Familie Frank wohnte zunächst in der Silberburgstraße 195, dann in der Forststraße 68.

Das Milieu, in dem Bruno Frank aufwuchs, wurde vom Geld regiert. Gegen die Ausschließlichkeit des »Erwerbstriebes« polemisiert der Erzähler in Franks zweiter Veröffentlichung, dem Prosabüchlein *Im dunkeln Zimmer*: »Erwerben! Das große und schreckliche Wort schließt alles für sie ein, wovon sich reden, woran sich denken läßt, selbst dann noch, wenn längst keine Not mehr drängt, sondern behaglicher Überfluß vorhanden ist. [...] Wo steckt aber die Würde im Tun dieser ehrbaren, aneinandergereihten Geschlechter, die sich ausschließlich dem Erwerben weihen?« Hier spricht der durchaus verwöhnte, dem Leben und den schönen Künsten zugewandte Bankierssohn selbst. Diejenigen, die sich ganz der Arbeit widmen hingegen – so läßt er seinen Erzähler sagen –, »erklären Genuß und Freude und Kunst und was noch alles für ein Nichts, für einen leeren Klingklang, für Allotria, für unwürdig«⁸. Dem in wohlbehütetem Elternhaus aufwachsenden Jungen dürfte es an Gelegenheiten, sich dem Kunstgenuß zu widmen, kaum gefehlt haben.

Im Alter von fünfzehn Jahren schrieb er erste Gedichte, die er seiner zweieinhalb Jahre jüngeren Schulfreundin Nora Kapp von Gültstein bisweilen auf dem Schulweg vortrug. Vierzig Jahre später erinnerte sie sich daran, wie Bruno und sie auf der Stuttgarter Umlandshöhe mit »Tränen der Rührung und Belustigung« die *Buddenbrooks* lasen: die Urszene von Bruno Franks Thomas Mann-Verehrung. Die miteinander befreundeten Väter Sigismund Frank und Otto Kapp von Gültstein – der als Eisenbahningenieur am Bau der Bagdadbahn beteiligt war – teilten die Passion ihrer Kinder nicht. Sigismund Frank betrachtete die literarischen Aspirationen seines Sohnes mit Mißtrauen. War die Mutter nachsichtiger? Pompös, aber geistvoll sei sie gewesen, die »schwäbische Frau Rat« habe man sie genannt. Die Kinder trafen sich fortan heimlich. Doch wurde Bruno Frank unvorsichtig: »Lei-

der wurde der angehende Poet mit der Zeit so leichtsinnig, einige Gedichte, die unbewußt wohl etwas feurig klangen, an den mageren Backfisch selbst zu richten. Eines davon vertraute er sogar der Post an, da er gerade für das Abitur zu büffeln hatte. Es wurde abgefangen und ein furchtbares Strafgericht ging über uns arme Sünder hernieder. Beide Väter putzten den großen Bannstrahl und schleuderten ihn gegen unsere von Dichtung und Schönheit erfüllten Häupter. Da Bruno wegen des Examens nicht fort konnte, wurde ich aufgepackt und in eine Pension nach England gebracht.«⁹ Es liegt auf der Hand: die eigentliche Leidenschaft des Schülers gehörte der Literatur, die Schule war auferlegte Pflicht. Und doch ist zu bedenken, daß Bruno Franks Schulkarriere seinen künstlerischen Neigungen förderlich war. Er besuchte zunächst das in humanistischer Tradition stehende Stuttgarter Karlsgymnasium an der Tübinger Straße.¹⁰ Literarische und wissenschaftliche, ethische und ästhetische Bildung wurde programmatisch auf dem Feld klassischer Fächer nach den Maßstäben der Antike vermittelt.¹¹

Schon drei Jahre vor den »feurigen« Gedichten an Nora wurde Bruno Frank relegiert. Eigenem Bekunden nach mußte er das Karlsgymnasium wegen »Unbotmäßigkeit«¹² verlassen und besuchte ab Ostern 1902 das im Jahr zuvor gegründete Landerziehungsheim Haubinda in Thüringen. An dieser Schule bestand er im gleichen Jahr das Einjährig-Freiwilligen-Examen und erlangte so die mittlere Reife. Die Schuljahre in Haubinda dürften wechselvoll gewesen sein. Denn die von Hermann Lietz ab 1898 gegründeten Landerziehungsheime, in denen in Abgrenzung zur »Paukschule« des Kaiserreichs eine alternative Schulform auf protestantischem Fundament und im Sinn der Reformpädagogik verwirklicht werden sollte, glichen zunächst wohl eher »einem patriarchalisch verwalteten Gutsherrenhof«¹³. Man verband den Schulalltag mit dem Leben in der Natur: Die Schüler nahmen an landwirtschaftlichen Arbeiten wie der Heuernte teil und unternahmen Touren zu Fuß und per Rad in den Thüringer Wald, nach Jena, in die Rhön. Auf die ästhetische Erziehung legte man gleichwohl Wert. Zu Weihnachten 1902 spielten Lietz-Schüler vor 700 Zuschauern Schillers *Räuber*. Am 3. April 1903 folgte eine Aufführung des *Wilhelm Tell* zu Ehren des Landesherrn, des Herzogs von Sachsen-Meiningen, der als Theaterförderer den Beinamen »Theaterherzog« trug.

Zwar betonte Lietz, es gehe ihm um die Erziehung der Kinder zu selbständigen Charakteren und zu religiöser wie politischer Toleranz;¹⁴ der sogenannte »Judenkrach« von Haubinda im Jahr 1903 spricht jedoch eine andere Sprache. In der Lietz-Schule lag völkisch orientierte Literatur und das antisemitische Propagandamagazin *Der Hammer* zur Lektüre aus – obwohl nicht wenige jüdische Kinder die Schule besuchten. Der Philosoph Theodor Lessing, zu jener Zeit Lehrer in Haubinda, protestierte bei Lietz gemeinsam mit Schülern und sozialreformerisch gesinnten Leh-

ren wie Gustav Wyneken und Paul Geheeb gegen diesen Umstand und einen Passus im neuen Schulprospekt, der die Aufnahme jüdischer Schüler zukünftig nur noch in Ausnahmefällen gestatten wollte.¹⁵ Lietz' antisemitische Haltung war vorgeblich nicht rassistisch oder religiös motiviert; sie richtete sich in erster Linie gegen die jüdischen Schüler als Vertreter des von ihm abgelehnten großstädtischen Lebens und deren vermeintlich geringe Fähigkeiten zu praktischer Arbeit.¹⁶ Kurz: seine Ablehnung der Juden speiste sich aus einem grundsätzlich antimodernen Impuls. Lessing, tief enttäuscht darüber, daß die jüdische Elternschaft die Lietzsche Maßregel klaglos akzeptierte, verließ Haubinda gekränkt.

Wie Bruno Frank auf die geschilderten Ereignisse reagierte, läßt sich nicht sagen, denn Briefe aus diesen frühen Jahren sind nicht überliefert. Er verließ Haubinda Anfang 1904 ebenfalls – aus einem nicht minder delikaten Grund: der gerade 16jährige brannte mit der Frau seines Lehrers Theodor Lessing durch.¹⁷ Sie, die »aus einer dem alten Kaiserhaus verwandten Adelsippe«¹⁸ stammte, hatte Lessing bereits zwei Töchter geboren. Einzelheiten über die Liaison der Maria Stach von Goltzheim mit dem Schüler sind nicht bekannt; Hermann Kurzke kolportiert in seiner Thomas Mann-Biographie, Lessing habe das Verhältnis geduldet oder sogar gefördert. Thomas Mann ließ sich später über Details unterrichten, da er eine literarische Verwertung der Geschichte plante.¹⁹ Literarische Spuren hat die Liebesaffäre tatsächlich hinterlassen: Im Manuskript zu Franks erstem, 1905 erschienenen Gedichtband finden sich zwei Gedichte, die die Trennung von Maria Lessing reflektieren und die auf ihren Wunsch für die Publikation durch zwei andere ersetzt wurden. »Du findest keine Rosen uns zu kränzen – / So nimm die Rosen von den Sarkophagen, / Wir dürfen sie erhobnen Hauptes tragen: / Sie schmücken uns zu unsern besten Tänzen«²⁰, heißt es in einem der zweistrophigen Gedichte – in klassisch-strenger Manier assoziiert der junge Lyriker die scheiternde Liebe mit dem Tod, dem »Totentanz«. Nicht nur das Verhältnis mit Bruno Frank war beendet, auch die Ehe von Theodor Lessing war gescheitert: 1907 wurde sie geschieden.

Wie sehr prägte die Schulzeit in Haubinda den Heranwachsenden ästhetisch? Die durchaus antibürgerliche Ausrichtung der Landerziehungsheime, die Hermann Lietz eigene »Abneigung gegen Urbanität und differenzierte Bildung«²¹, wurde immerhin durch den Literaturunterricht eines Gustav Wyneken oder den Musikunterricht des Komponisten August Halm kompensiert. Das durch diese Lehrer vermittelte gemeinschaftliche Kunsterlebnis beeindruckte etwa den von 1905 bis 1907 in Haubinda lebenden Walter Benjamin.²² Gemeinsam mit Bruno Frank besuchte der später mit Benjamin befreundete Schriftsteller Wilhelm Speyer das Landerziehungsheim. Dessen 1922 erschienene Erzählung *Schwermut der Jahreszeiten*, die die Entwicklungsgeschichte eines Jungen bürgerlicher Herkunft schildert, enthält ein

nur wenig verhülltes Portrait Bruno Franks. Er tritt als angehender Dichter Erwin Gast auf: »Die Natur schien große Dinge mit ihm zu planen: sie hatte ihn mit einer außergewöhnlichen körperlichen und geistigen Frühreife beschenkt. Als vierzehnjähriger Knabe veröffentlichte er in literarischen Zeitschriften die ersten Gedichte, die ersten Aufsätze, und der Fünfzehnjährige war im Gesicht, auf der breiten, stolzgewölbten Brust, an den kräftigen, schlank in die Höhe strebenden Beinen behaart wie ein junger Waldgott.« Askese ist diesem Frauenhelden fremd: »Er bekümmerte sich nicht um die Grundsätze, nach denen wir lebten, die unsere Ideale waren: als Fünfzehnjähriger nahm er Frauen, wo immer er sie fand [...]«.« Speyer zeichnet einen frühvollendeten und charaktervollen Jüngling: »Mit achtzehn Jahren jedoch hatte Erwin Gast ganz sich selbst gefunden. Seine elegante Gestalt, die stolze Haltung des Körpers, die sich trotz großer Höflichkeit im Verkehr mit Menschen niemals verlor, das sehr blasse Gesicht mit grünen Augen und erstaunlich hohen und starken Brauen, die etwas fleischige Nase, die einen Ansatz von Üppigkeit hatte, wie auch das Kinn, die sehr nervösen, langgliedrigen und merkwürdig unmodern anmutenden Hände – als seien sie das Werk eines alten spanischen Malers – dies alles gab ihm den Aspekt eines jungen Jesuiten, wenn man von diesem Begriff alle Falschheit und Hinterlist abzieht, die man gemeinhin mit ihm zu verbinden pflegt.«²³

Selbst wenn man eine literarische Überzeichnung in Rechnung stellt, bleibt eine prägnante Darstellung der Physiognomie und Wesensart des jungen Frank übrig. Das interessanteste Charakteristikum der literarischen Figur Speyers ist vielleicht jene »Unbotmäßigkeit«, die Frank selbst sich rückblickend attestierte. Denn im Gegensatz zu dem Protagonisten Walther steht Erwin Gast in klarer Opposition zum ländlichen Schulbetrieb – auch hier lassen sich die Realität Haubindas und die Ideen der Jugendbewegung unschwer erkennen. Erwin legt seinem Freund Walther am Tag der bestandenen Abiturprüfung nah, nun von den »süßen Gewohnheiten der Kindheit« Abschied zu nehmen: »Zu diesen zähle ich eine unmäßige und unschickliche Begeisterung für Naturschönheiten, die Götzenanbetung der geschlechtlichen Keuschheit, die alkoholische und nikotinöse Enthaltbarkeit, den Enthusiasmus für körperliche Abhärtung, sublime Päderastie und kurze Sporthosen. An Stelle dieser Idole empfehle ich: die Naturschönheit eines *café chantant* in einer Großstadt, besonders zu den Stunden gegen den Morgen hin, wann der Tabakrauch, der Geruch hochprozentiger alkoholischer Getränke und die parfümierten Ausdünstungen aus den Achselhöhlen der Dirnen die Gehirne der Menschen helllichtig und wissend machen – eine Atmosphäre, die mehr zu lieben und zu denken gibt als dein Morgennebel am Fels und deine abendüberschatteten Vorfrühlingsfelder.«²⁴

Diesen scharfen Spott mag Bruno Frank nicht besessen haben, als er Haubinda 1904 verließ; die Ablehnung der asketischen Ideale von Lietz' Landerziehungsheimen

ist dem Bankierssohn jedoch zuzutrauen, betrachtet man seine wohldokumentierte Neigung zu sinnlichen Freuden. Die in Thüringen geschlossene Freundschaft zu Wilhelm Speyer dauerte bis zum Tod Franks an; ihre Geschichte aber wird sich mangels erhaltener Briefe kaum schreiben lassen. Noch eine zweite Schriftstellerfreundschaft ging von Haubinda aus: gemeinsam mit Frank und Speyer besuchte Erich von Mendelssohn die Lietz-Schule. Von Mendelssohn portraitierte das Schulgut in seinem 1913 erschienenen Roman *Nacht und Tag*, für den Thomas Mann auf Bitte Franks ein Vorwort schrieb, nachdem der Autor kurz zuvor im Alter von 26 Jahren in Kopenhagen gestorben war.²⁵

II. Spieler, Schuldenmacher und Student

Abitur und erste Gedichte · Das Tübinger Semester
»Im dunkeln Zimmer« · Aus dem Leben eines Immoralisten
Ein Brief aus Paris · Zweimal Monte Carlo

Bruno Frank war in der Tat literarisch frühreif. In dem ältesten überlieferten Brief vom 13. September 1904 schrieb er seinem Stuttgarter Jugendfreund Eberhard Ackerknecht, er habe »vom Simpel wieder einmal 5 M Honorar bekommen«. Er fragte rhetorisch: »Soll ich's für ein Tanzstunden-Mädel anlegen? Einstweilen sind wir Herren noch unter uns.«²⁶ Literarische Arbeiten Franks lassen sich allerdings im *Simplicissimus* für diese Zeit noch nicht nachweisen. Ende des Jahres teilte er dem Freund vor Selbstbewußtsein strotzend mit: »Der Liliencron-Vortrag ist druckfertig. Er ist jetzt etwas kürzer und es wird den Abstinenzjournalisten möglich sein, ihn in einer Nummer zu bringen. Bei der Teilung verlöre er unendlich, denn er ist, wie Du ja gut weisst, aus *einem* Gusse.«²⁷ Dieser Aufsatz – wenn er denn gedruckt wurde – ist ebensowenig auffindbar. Die ersten essayistischen Versuche standen jedenfalls im Bann der Lyrik.

Tiefe literarische Prägungen gingen vom Theater aus. In einem undatierten Brief an Ackerknecht erzählte er voller Leidenschaft von dem Besuch einer Vorstellung von Frank Wedekinds *Erdegeist*: »Ein mit wunderbarer Klarheit ausgeführtes, mit psychologischen Feinheiten reich ausgestattetes, freilich [...] recht kühnes Stück. Ein höchst simpler Grundgedanke: ein Weib, dessen berechnender Tactik, halb-wahrer, halb gespielter Sinnlichkeit, dessen mit *geschmackvoller* Sentimentalität gepaartem Cynismus [...] alle Männer zum Opfer fallen. Kann sich abwechselnd in einen Eisblock und eine »Feuersäule« verwandeln. Spielt mit modernen Emancipationsideen (eine Emancipation, als da ist: Nicht Puppe-sein wollen, Wille zur Macht etc.). Tut das Böse um des Bösen willen (l'art pour l'art). Ein Stück Masochistin (Peitsch' mich, zerreiss mich!) aber noch mehr activ pervers. Dabei nicht ohne grossen Zug: Ihres Wesens selber ganz bewusst.« Der dem bürgerlichen Milieu Entstammende dachte in moralischer Hinsicht bemerkenswert unkonventionell. In der *femme fatale* Lulu sah er nicht das Skandalon, das diese Figur für die bürgerliche Gesellschaft darstellen mußte, sondern die amoralische, »moderne« Frau, die sich auf radikale Weise emanzipiert. Ihn begeisterte auch die Widersprüchlichkeit der auftretenden Figuren: »Überhaupt keine einheitlichen Charactere, was mir beson-

ders zusagt, weil's allein wahr ist. Du siehst, je suis enthousiasmé. Ich wünsch Dir denselben Genuss, damit Du Wedekind schätzen lernst. Übrigens kommen genug naturalistische Geschmacklosigkeiten vor: 6 verschiedene Selbstmordarten ungefähr (aber ganz discret im Nebenzimmer). Überhaupt sterben alle Personen. Aber wie wahr ist das doch!²⁸

Die souveräne Beurteilung der *Lulu*-Tragödie zeigt, wie sehr der 17jährige mit der dramatischen Avantgarde seiner Zeit vertraut war. Über Schiller – der im Gegensatz zu Wedekind lange schon zum Kanon des Bildungsbürgers gehörte – urteilte er ähnlich abgeklärt. Anlässlich der allfälligen Schillerfeiern zum 100. Todestag des Dichters am 9. Mai 1905 schrieb er etwas hochfahrend, daß jene Leser, die nicht durch »eine Geschmacksschule« gegangen seien, sich bei Schiller nur »an den grossen Worten, die bei ihm oben auf schwimmen, wie leichter glitzernder Schaum auf tiefem, geheimnisvollem Meere« berauschten. Er bewunderte nicht den Dichter der *Glocke*, sondern den idealistischen Denker Schiller, den man nicht würdigte: »Den (geistigen) ›oberen Zehntausend‹ ist Schiller als Philosoph nichts und als Dramatiker banal, d. h. allenfalls nichts.«²⁹ Las Bruno Frank in diesem Frühjahr Schiller auch deshalb wieder, weil er sich auf sein Abitur vorbereitete? Über die letzten beiden Jahre seiner Schulkarriere berichtete der eben Promovierte 1911: »Anfang 1904 kehrte ich nach Stuttgart zurück und ergänzte dank einem unvergleichlichen Lehrer, dem Herrn Oberpräzeptor von Fischer-Weikersthal, die entstandenen Lücken in meiner humanistischen Ausbildung rasch genug, um an Ostern des gleichen Jahres in die 8. Klasse des Stuttgarter Eberhard-Ludwig-Gymnasiums einzutreten und im Sommer 1905 dort das Abiturium zu bestehen.«³⁰ Er war in den Schoß der humanistischen Tradition zurückgekehrt und absolvierte die Abiturprüfungen im Juni 1905 an jenem traditionsreichen Gymnasium, das schon Hegel und Mörike besucht hatten.

Der Abschluß von Bruno Franks Schullaufbahn stand im Schatten seiner ersten Buchveröffentlichung im Heidelberger Winter Verlag, dem Vorläufer des heutigen Universitätsverlags. Das Manuskript der Gedichtsammlung *Aus der goldnen Schale* wurde am 1. Juli 1905 abgeschlossen; dieses Datum trägt das vorangestellte, pessimistisch anmutende Motto von La Rochefoucauld,³¹ das Frank schließlich nicht in die Publikation übernahm. Daß er es erwog, deutet auf eine frühe Auseinandersetzung mit den französischen Moralisten. Überraschend ist die formale Reife des Abiturienten, die den Kritiker Ferdinand Gregori im *Literarischen Echo* von einem »Beweis unerhörter jugendlicher Selbstzucht«³² sprechen ließ. Er hatte recht: für einen 18jährigen, den es zu lyrischem Ausdruck drängt, faßte Bruno Frank sich erstaunlich kurz. In der Mehrzahl enthält das Buch zweistrophige, jambische Gedichte mit vier Zeilen je Strophe, in denen regelmäßige Reimschemata vorherrschen. Hermann Hesse, der im Vorjahr mit seinem Roman *Peter Camenzind* den Durchbruch erlangt hatte, zeigte sich irritiert von dem ernsten und gemessenen Ton, den der junge Dich-

ter anschlug, entdeckte zu seiner Erleichterung aber auch ein paar optimistische Gedichte in dem Band.³³

Franks früheste Verse sprechen immer wieder von der bewußt gesuchten Einsamkeitserfahrung: »Ich sehnte mich von meinen Freunden allen, / Nahm kurzen Abschied von den liebsten Lieben, / Und endlich war ich ganz allein geblieben / Und hörte ihre Stimmen fern verhallen.«³⁴ Das Alleinsein geht einher mit dem Motiv der Auserwähltheit des Künstlers und erinnert so an das zentrale Thema Stefan Georges: den wenigen »Gedankenfürsten«, deren Blick für »Neues« geschärft ist, steht das »blöde Volk« (16)* gegenüber. Der Dichter entzieht sich der in dumpfem Aberglauben verharrenden Menge, um selbst den Platz der Götter einzunehmen:

Im Tempel liegt die Menge auf den Knien
Und betet an mit schwülen Bußgesängen,
Mit Opferdüften, die das Herz beengen,
Die süß und schwer am Marmorboden ziehen.

Du aber wagst, den Mauern zu enteilen,
Du steigst auf leichtgeschirrtem Flügelrosse
Frohlockend auf zum lichten Wolkenschlosse,
Wo jung und nackt die Götter selber weilen. (29)

Frank stellt hier die lebendige Antike der in blind vollzogenen Ritualen erstarrten Religion entgegen. Folgerichtig besingt ein weiteres Gedicht den befreiten Prometheus nach einem Bild von Max Klinger. Bei allem Geistesaristokratismus ist der junge Frank erfahren genug zu wissen, daß die Voraussetzung und der Preis für die gottgleiche Stellung des Künstlers eine gesteigerte Leidensfähigkeit ist. Exemplarisch wird das in dem Gedicht *Hölderlin* deutlich:

Wem des Lebens Wein im Becher schwimmt,
Süßern Saftes kann er wohl entbehren:
Heiterm Munde mag die Göttin wehren,
Daß er vom geweihten Tranke nimmt.

Aber mild, zur Segenstat bereit,
Läßt sie arme fieberheiße Lippen
Gern aus ihrer goldnen Schale nippen
Einer letzten Labung Seligkeit. (11)

* Im folgenden im Text mit Seitenzahlen in Klammern zitiert. Bei mehreren aufeinanderfolgenden Zitaten aus demselben Werk Franks wird grundsätzlich nach diesem Muster verfahren.

Der »fiebernde«, ganz dem Schaffen hingeebene Dichter unterhält ein exklusives Verhältnis zur Kunst und darf sich an deren »süßern Saft« erfreuen; dem lebens-tüchtigen »heiterm Munde« wird der Trank aus der »goldnen Schale« verwehrt. Der Titel der Sammlung zeigte das Zentralmotiv an: die Kunst als Heiligtum, das sich demjenigen öffnet, der sich ihr in der Erfahrung von Einsamkeit und Leid widmet.

Wenn er auf diese Weise den leidenden Künstler skizzierte – sprach er von sich selbst? Eher buchstabierte er ein Kunstevangelium nach, dem die Literatur der Jahrhundertwende huldigte. Für ein Debüt ist das Buch an der Oberfläche wenig autobiographisch. Das mag daran liegen, daß manches Gedicht sich in formaler Übung erschöpft. Es hat aber auch damit zu tun, daß Bruno Frank zu erkennen gibt, wie sehr ihm die Vergänglichkeit von Werken der Kunst präsent ist: »Der Lieder viele, die uns heute bannen, / Sie sind vergessen schon von unsern Söhnen, / Und neue Weisen werden dann ertönen, / Zu denen wir geheim die Saiten spannen.« (54) Demütig genug begnügte er sich damit, am vorbeiziehenden »Strom« der Kunst teilzuhaben, ohne selbst mit kunstpriesterlicher Attitüde ein der Zeit enthobenes ästhetisches Reich errichten zu wollen.

Frei von neuromantischem Pathos sind die Gedichte *Aus der goldnen Schale* keineswegs. Manches streift den Kitsch, so das mit klischeehaften Wendungen gespickte mit dem Titel *Die Äolsharfe*: »Kein Wettersturm kann ihre Stimme zwingen – / Die Saiten jauchzen und die Saiten klingen, / Wenn aber plumpe Hände sie betasten, / Erschrickt die Harfe, und die Saiten rasten.« (6) Die unfreiwillige Komik der »sich erschreckenden Harfe« sieht man dem jungen Dichter nach, wenn man sie mit der großen Zahl schlichter und formvollendeter Gedichte in dem Band kontrastiert. Nach wenigen Wochen sei das Büchlein vergriffen gewesen, erinnerte Bruno Frank sich mehr als zwanzig Jahre später, als er einen Autorenfragebogen für seinen amerikanischen Verleger Alfred Knopf ausfüllte.³⁵

*

Die literarische Karriere Bruno Franks hatte verheißungsvoll begonnen. Sah sein Vater früh ein, daß sein Ältester für das Bankgeschäft ungeeignet war? In seiner Selbstdarstellung von 1930 behauptete der Sohn – er übertrieb gewiß –, er sei in den mathematischen Fächern mit »partielllem Schwachsinn« geschlagen gewesen und habe in den Abiturprüfungen leere Bögen abgeben müssen. Wäre es so gewesen, hätte er das Examen kaum bestanden. Der vorgebliche »Schwachsinn« war wohl eher bloßes Desinteresse. Wenn er im Umgang mit Zahlen so unbegabt erschien und die väterlichen Hoffnungen auf einen Nachfolger fortan den beiden jüngeren Brüdern gelten mußten, so mochte immerhin ein Studium der Rechtswissenschaft

den sprachlichen Fähigkeiten des ältesten Sohnes entgegenkommen und der gesellschaftlichen Stellung der Familie Rechnung tragen. In derselben biographischen Skizze würdigte Bruno Frank sein Studium der Jurisprudenz mit einem einzigen ironischen Satz: er habe an mehreren Universitäten studiert, seinem »wundervollen Vater zuliebe mit heiligem Eifer, aber mit sehr geringer Begabung«³⁶. Eine weitere Übertreibung: er studierte weder eifrig, noch war er unfähig – er gab vor zu studieren und interessierte sich nicht übermäßig für die juristische Materie. »Studieren« bedeutete für Bruno Frank nicht den Besuch von Vorlesungen, sondern das Auskosten seiner Leidenschaften.

Am 26. Oktober 1905 immatrikulierte er sich an der Universität Tübingen. Dem väterlichen Wunsch entsprechend begann er Jura zu studieren. Die erhaltenen Belegbogen für das Wintersemester 1905/06 dokumentieren, daß er »römisches Privatrecht«, »Bürgerliches Gesetzbuch«, »Allgemeines Strafrecht« ebenso wie »Strafprozeßrecht und Auslieferung flüchtiger Verbrecher« und »Gerichtliche Psychiatrie« hörte.³⁷ Doch betrieb er das rechtswissenschaftliche Studium bereits im ersten Semester nur pro forma: Der *Württembergische Zeitung* berichtete er 1927 aus Anlaß des 450jährigen Bestehens der Universität Tübingen darüber, wie er sich einst vom *genius loci* der Stadt gefangennehmen ließ. In seinem Zimmer im Haus der Sesselfabrikantenwitwe Beiermeister in der Grabenstraße 31 pflegte er nachts mit einem Freund zu sitzen: »und wir lesen und delirieren und sprechen uns Verse vor – und die schönsten dieser Verse sind hier in Tübingen geschrieben worden, denn sie sind von Hölderlin und von Mörike. Oder wir debattieren und tasten uns in die Philosophie hinein – und die stolzesten Ideen, an die wir uns wagen, sind hier in Tübingen empfangen worden, denn ihre Urheber sind Hegel und Schelling. Und dann ist es schon Morgen, aber wir sind noch nicht zu Ende, und ich begleite, bei beginnendem Vogelsang in den Gärten, meinen Freund durch das altersschiefe Gemäuer nach Haus, und neue Verse und neue Philosopheme fallen uns ein, und wir machen den Weg noch viermal miteinander, und auf einmal ist es hell.« Diese nostalgisch gefärbte Erinnerung des 40jährigen an die Studienzeit offenbart, wie ihn das Wintersemester in Tübingen geprägt hat; »einen Glücksfundus fürs ganze Leben«³⁸ habe er dort gesammelt.

Der Beginn des Studiums fand unmittelbaren literarischen Niederschlag. 1906 erschien – ebenfalls bei Winter – sein erstes Prosabuch: *Im dunkeln Zimmer*. Ein junger Mann Ende Zwanzig erinnert sich einer drei Monate währenden Krankheitszeit, die nun vier Jahre zurückliegt und die ihn auf Geheiß »eines altmodischen und hartköpfigen Augenarztes«³⁹ an einen sehr dunklen Raum fesselt. Bruno Frank versuchte, indem er seinen zehn Jahre älteren Erzähler – der sich in einer krisenhaften Situation befindet – auf das bereits hinter ihm liegende Studium zurückblick-

ken läßt, die offenkundigen Parallelen zu seiner persönlichen Situation zu verschleiern. Zugleich projizierte er sein eigenes Ich in die Zukunft hinein. Das zusammenfassende Fazit wird vorangestellt: »Diese drei Monate, in einer Lage von fast grober Symbolik hingebracht, waren für mich von eigentümlicher Bedeutung. Sie bildeten den Abschluß und gleichsam die letzte Zusammenfassung des unklaren geistigen Zustandes, darin ich meine Jugendjahre verbracht hatte, in ihnen durchlebte ich noch einmal und beendete zugleich das halbreife Schwärmertum der vorausgegangenen Zeit, den quälenden Zwang, mich unausgesetzt selber zu beobachten, den jene mit Absicht arbeitslosen Jahre herausgebildet hatten, auch die Verwicklungen einer unsicheren innern Stellung zu andern Menschen und alles, was noch hergehört, um das Gegenteil einer in sich geschlossenen Persönlichkeit zu vervollständigen.« (3–4)

Der Erzähler berichtet in dem fast ausschließlich reflektierenden Text von den weitausschweifenden Gedankengängen, die ihn während des durch eine Netzhautentzündung erzwungenen Aufenthaltes im dunklen Krankenzimmer beschäftigen. Seine Freundin kümmert sich aufopferungsvoll um den Kranken, dem sie allmählich zum Mutterersatz wird. Zunächst gipfeln die um sich selbst kreisenden Gedanken des Erzählers in der Vision einer Reise, wo er sich »auf unbekanntem Straßen Freibaden« werde von seinem »lästigen Ich« (18). Doch erkennt er zugleich die Unmöglichkeit, sein »inneres Wesen« (19) abzulegen, das ihn schattengleich begleitet. Die aus lose miteinander verbundenen Abschnitten bestehende Erzählung ist autobiographisch gefärbt. Einige Orts- und Zeitangaben deuten auf Franks Tübinger Semester hin. Mit geringem zeitlichem Abstand zu den tatsächlichen Erlebnissen schwärmt der Erzähler davon, wie er einst mit Studienfreunden in »einer Giebelstube hoch über meinem alten Universitätsnest« (32) philosophierend die Nächte durchwacht hat. Das deckt sich vollkommen mit den Erinnerungen Franks an seine Zeit in der Grabenstraße 31. Oft habe man sich – so der Erzähler – erst in der Morgendämmerung voneinander verabschiedet, und bald erhielt jener »geistig revolutionär[e] Bund« (33) auch einen Namen: »Das dunkle Zimmer« – denn lediglich eine Papierlaterne erhellt die nächtlichen Sitzungen. Zugleich wollen die debattierenden Studenten an Platon erinnern, offenbar an dessen Höhlengleichnis. Jener Name, der der Erzählung ihren Titel gibt, bezeichnet die Situation des Erzählers symbolisch: Er bekennt, daß ihm bisher »des Lebens Abglanz wichtiger war als das Leben selbst« (45) – so wie die Laterne bei den studentischen Zusammenkünften nur schattenhafte Umrisse erkennen läßt.

Die Erinnerung des Erzählers an eine spontan unternommene Reise nach Monte Carlo, wo er rasch eine größere Summe am Spieltisch verliert, aber zum ersten Mal »den unbeschreiblichen, erregenden Duft von Frauen und Noblesse« (42) erlebt, geht vermutlich auf eine autobiographische Erfahrung zurück. Bruno

Frank wäre demnach bereits vor 1907 – für dieses Jahr läßt sich ein Aufenthalt in Südfrankreich erstmals nachweisen⁴⁰ – an der Riviera gewesen. Zweifellos trieb ihn die hier dem fiktiven Erzähler zugeschriebene »Begeisterung für ein gewisses elegantes Weltbummlertum« (39). – Das Verharren in der Dunkelheit des Zimmers wird von Woche zu Woche unerträglicher. Des »müßigen Nachsinnens« müde, erwünscht der Kranke sein »ganzes dumpfes arbeitsscheues Wesen« (35) und ermahnt sich zur Festigung seines Willens mittels regelmäßiger Arbeit. Er ergeht sich in zunehmender Selbstbeobachtung, die ihn seiner Freundin bald entfremden, bis sie den Kranken drei Tage vor Ablauf der vom Arzt verordneten Ruhezeit verläßt. Der Zurückbleibende, wie der Erkennende in Platons Höhlengleichnis ins Sonnenlicht hinaustretend, beendet seine Aufzeichnungen nicht geläutert, sondern mit sich selbst hadernd: »Ich vermochte mir's nicht zu verhehlen, daß ich da als eine ziemlich erbärmliche Persönlichkeit allein in der Sonne spazieren ging.« (72)

In seiner zweiten Veröffentlichung überdachte der Autor seinen Platz im Leben. Wurde der Gedichtband durch klassische Formprinzipien zusammengehalten, zerfloß ihm der erste erzählende Versuch: er erschöpft sich in psychologisierender Analyse; ihm fehlt eine erzählerische Dramaturgie. Trotz der präzisen und entwickelten Sprache läßt *Im dunkeln Zimmer* eine stringente literarische Form vermissen, weil Bruno Frank nicht genügend von sich selbst zu abstrahieren vermochte. Der Autor suche »eine Form für die Resultate seiner ersten philosophischen Semester«⁴¹, stellte der Rezensent des *Literarischen Echo* streng und zutreffend fest.

Zum Sommersemester 1906 wechselte Frank nach München, wo er Wilhelm Speyer wiedertraf. Von dort meldete er dem vier Jahre älteren, angehenden Veterinärmediziner Ackerknecht am 28. April 1906 die Fertigstellung seiner Erzählung, die er am 3. Mai seinem Verleger in Heidelberg übergeben wollte.⁴² Spätestens die Münchner *Zeit* markierte den Beginn seiner Karriere als Spieler und Schuldenmacher. Fortan sah sich der Freund in die Rolle des unfreiwilligen Gläubigers gedrängt. Frank probte die große Geste: »Du hast mich aus einer infernalischen Klemme mit Revolverperspective usw. herausgerissen. [...] Übrigens wirst Du den Mammon ja nur wenige Tage entbehren, so dass Du materiell nicht leiden brauchst. Nochmal den *innigsten* Dank für die Rettung.« Die Erleichterung ließ ihn eher albern fortfahren: »Wenn Du nach mir fragst, so kann ich Dir nur bestätigen (was Du schon lange weisst) dass Du einen langsam aber totsicher versumpfenden ›Immoralisten‹ (au!) zum Freund hast, der ein unstetes Leben führt, sich aus abgründlicher Faulheit keinerlei Kenntnisse aneignet, in der Consumption von Weibern und dem Ausschöpfen von Stimmungsreizen ein idiotischer Kerl, [...] hier und da ein ziemlich schönes Gedicht oder einen unnötigen, aber ›metaphysischen‹ Gedanken hervorbringt und Dich [...] innig lieb hat.«⁴³ Der Bankierssohn schwankte, wenn es ums »Pumpen«

ging, zwischen Schmeichelei und Selbstzerknirschung – ein Tonfall, dem Ackerknecht fast immer erlag. Aber Frank spielte nicht bloß eine Rolle, sondern überschritt regelmäßig die Grenze zum nicht gespielten Selbsthaß: Da ihm seit Wochen das Wasser bis zum Halse stehe – er habe es sich selbst zuzuschreiben –, finde er sich gegenwärtig »ziemlich ekelhaft«, schrieb er am 5. Juni. Er sei ein Lump, der es vermittle seines aus »Frechheit und Liederlichkeit« zusammengesetzten Charms vermöge, anständige Menschen auf seine Seite zu bringen. Diese entblößende Offenheit beraubte ihn nicht seiner komischen Qualitäten: er schloß jenen Brief mit den Worten »Wohlgeboren böser Geist, Nachtruhestörer und Aasgeier Bruno Frank, widerlicher Imitator Wedekind'schen Cynismus«⁴⁴.

Die Frankschen Bittbriefe an Ackerknecht kennen Steigerungen im Tonfall, die die Hysterie streifen. Am 11. Juli 1906 war er wieder verzweifelt. Seine Geldnöte hätten sich so sehr gesteigert, daß er unfähig zur Arbeit sei, aus Angst, seinen zahlreichen Geldversprechen nicht nachkommen zu können. Er empfinde »eine wahnsinnige Reizbarkeit, Halluzinationen, Beklemmungen und – Hunger«⁴⁵. Seine Eltern könne er nicht um Hilfe bitten, denn diese drohten ihm bereits mit Enterbung, wenn er sie um ein Darlehen von lächerlichen 75 Mark auf eine Woche bitte. Neben Ackerknecht gewinnt in den überlieferten Briefen als zweiter Hauptgläubiger sein Verleger Otto Winter Kontur. Am 8. August 1906 bat Frank ihn per Telegramm um 2.500 Mark, die er sofort zu zahlen verpflichtet sei, »widrigenfalls sich die Gläubiger an meinen Vater wenden«⁴⁶. Es handelte sich nicht um die erste finanzielle Bitte, die er an Winter richtete. Die Rückzahlung bis zum 1. September gehe auf Ehrenwort, beteuerte er. Dagegen wirken die Summen, die er sich von Ackerknecht erbat, geringfügig. Nach Stuttgart zurückgekehrt, informierte er den Freund im September, daß er seinem Vater die aktuellen Schulden gebeitet habe – daß dieser ihm jedoch nur 200 Mark zur Verfügung stelle. Also müsse er seinen besten Freund Eberhard leider um weitere 220 Mark angehen, um eine Frist einhalten zu können.⁴⁷

In München wurde Franks Situation mit der Zeit so ausweglos, daß er im Oktober einen Neuanfang in Straßburg versuchte. Er schwankte zwischen Leidenschaft und Vernunft, zwischen der Literatur und der Jurisprudenz. Nach »ernster Überlegung«⁴⁸, schrieb er, habe er sich nun doch für die Rechtswissenschaft entschieden und versäume kein Kolleg. Schon im Januar 1907 warf er alle guten Vorsätze über Bord, fuhr nach Monte Carlo und stieg im Grand Hôtel de Londres ab, um sich dort dem Spiel hinzugeben – wiewohl mit einem hehren Motiv, wie er Ackerknecht glauben machen wollte: »Ich bin *nicht* zum Vergnügen nach Monte Carlo gefahren, Du sollst mir das glauben. Und Du weißt, dass ich abgefahren bin sowie ich genug hatte um alle meine Schulden zu bezahlen. Alle! So lag die Sache. [...] Es wäre mir

nun im Traum nicht eingefallen, zurückzufahren nach M. C. Ich war ja gerettet, *genug* gerettet.« Bei seiner Rückkehr jedoch habe ein Freund 2.000 Mark zurückgefordert, und so sei er abermals an die Côte d'Azur gereist, um seine restlichen Schulden mit Hilfe des Spieltisches zu tilgen. Da aber das »System« versagte, mußte er wiederum Ackerknecht um Geld bitten. Ihn beschwor er eindringlich, nur ja dem Vater in Stuttgart die neuen Schulden zu verschweigen. Dieser habe ihm vor einiger Zeit sogar helfen wollen, aber er könne aus Scham nichts annehmen: »Ich habe fürchterliche Tage und Nächte hinter mir, voll von Kämpfen. Das Ergebnis ist: ich kann es nicht aushalten dass mein Vater viertausend Mark, den Verdienst seiner angestrengten Arbeit also in drei, vier Monaten für seinen Lumpen von Sohn hinwirft der das in der gleichen Zeit vertan hat.«⁴⁹ Man ahnt, daß die Spielsucht Franks, die sich mehr und mehr Bahn brach, auf untergründige Weise auch eine Auseinandersetzung mit der väterlichen Autorität bedeutete: Steckte hinter der Unterwerfungsgeste nicht eigentlich der Versuch der symbolischen Vätertötung, die der Sohn vollzog, indem er das vom Vater hart erarbeitete Geld in wenigen Stunden verlor? – Die Summen, die Frank schuldig war, nahmen erhebliche Dimensionen an. Im Mai 1907 berichtete er Ackerknecht erleichtert, Winter habe die 2.300 Mark, die er ihm schuldete, zum Honorar für die im Juli 1907 erscheinende zweite Auflage seines Gedichtbandes erklärt. (Der Verleger hatte Frank pünktlich zu dessen Riviera-Reise am 9. Januar 1.800 Mark übermittelt, wie aus einer Aufstellung der Verbindlichkeiten von Winters Hand hervorgeht.)⁵⁰

Diese dritte Veröffentlichung Bruno Franks führte eine Neuauflage von *Aus der goldnen Schale* mit 53 neuen Gedichten zusammen. Auch dieser Band enthielt handwerklich sauber gearbeitete Verse, deren Gehalt gelegentlich hinter der oft schmucklosen, glatt polierten Oberfläche zurückblieb. Hermann Hesse hob in seiner Rezension vor allem auf die noble Form der Verse ab, »wie denn das Ganze angenehm frei von Originalitätssucht ist und eine ruhige, ungequälte Sprache spricht«⁵¹. Spuren der Demut finden sich wohl: das Sonett *Verzicht* bekundete die Erfahrung der letzten Jahre – den eigenen Leidenschaften ausgeliefert zu sein und dennoch sein eigenes Wesen nicht zu kennen. Es heißt dort: »Ich kenne nichts von allem, was mir eigen / Und nicht den ärmsten Teil von meinem Lose, / Nur Kettenklirren bricht dein tiefes Schweigen, / Notwendigkeit, gestaltenlose, große.«⁵² So fügt sich das lyrische Ich in die »große Notwendigkeit« und verzichtet darauf, sich selbst entkommen zu wollen. Aus dem individuellen Schicksal, an das jeder einzelne unausweichlich gefesselt ist, lassen sich immerhin dichterisch Funken schlagen: »Ich seh's – so will ich aus der Ketten Klirren, / Der eigenen, die alten Melodien / Des allgemeinen Daseins mir entwirren.« (98) Der elegische Ton, der sich durch die Gedichte zieht, zeigt an, daß der gerade 20jährige schon einige Lebenserfahrung gesammelt hatte.

Daneben finden sich Verse, die von jugendlichem Überschwang geprägt sind, so das Gedicht *Große Stunde*, eine Anrufung des Kosmos in Arno Holzscher Manier: »Oh großes Dasein! tausendfache Pracht! / Oh Sternenhimmel, der sich mächtig spannt! / Oh Meeresrauschen, feierliche Nacht!« (76) Überhaupt spielt das Naturerlebnis in diesen Gedichten eine große Rolle. Trost bietet auch der Gedanke an die »Einheit der Schaffenden«, an die künstlerisch tätigen Brüder im Geiste, die Frank in dem Gedicht *Nächtliche Lampe* heraufbeschwört:

Oft mag sich deinem Blick, vor Mattheit blind,
Der ungekannten Brüder einer zeigen,
Die, gleich dir selber, noch am Werke sind,
Spät bei der Lampe, eingehüllt in Schweigen.

Ein gleiches Öl verzehrt ein gleicher Docht,
Die eigne heiße Schläfe fühlst du hämmern
Im gleichen Takt, darin die ihre pocht
Und eine große Einheit ahnend dämmern. (90)

Hier benennt der Autor ein weiteres Mal den Fluchtpunkt seiner Existenz: die Schaffenseinsamkeit, in der der Künstler sich von der Welt abschließt, um in einen elitären Kreis von Gleichgesinnten einzutreten. Kunst oder Leben also? Nein, der Spieler und »Frauenheld« Bruno Frank hat sich nie für das eine *oder* das andere entschieden. Angeblich zog er während seiner Straßburger Zeit sogar für einige Wochen in ein Bordell, als seine Wohnung renoviert wurde.⁵³

*

Zum Wintersemester 1907/08 wechselte er den Studienort erneut. In Heidelberg begann er, anonyme Rezensionen und Artikel zu schreiben.⁵⁴ Hatte er im Mai des Jahres noch verkündet, sich womöglich im Oktober 1907 bereits zur Referendarsprüfung anzumelden,⁵⁵ stürzte er sich über den Winter in die altbekannten Leidenschaften: »Ich habe vielleicht ein bisschen zu viel gearbeitet – dann gab es plötzlich einen Knacks und die Maschine arbeitete in verkehrter Richtung: ich kam wieder in mein Bett, tat nichts als herumsumpfen, Baccarat spielen und würfeln, fing einen aufreibenden Liebeshandel mit einer sehr schönen Dame an, und nun habe ich seit gestern nicht weniger als drei Contrahenten auf dem Halse, von denen zwei wohl mit einer Knallerei ihre Erledigung finden.«⁵⁶ Kokettierte er nur mit dem Duell? Setzte er sich der Prozedur wirklich aus? Offenbar gehörte der Zweikampf mit tödlichen Waffen in den akademischen Kreisen, in denen er verkehrte, noch zum Comment.

Bevor er im Januar 1908 in Heidelberg wieder in den Spielsumpf geriet, war er nach Paris gereist. Am 2. Januar 1908 erschien im *Heilbronner Unterhaltungsblatt* ein »Brief« Franks, der das Erlebnis reflektiert. Seiner literarischen Form zum Trotz scheint der Text nicht fingiert zu sein, zu sehr spricht aus ihm die unverstellte Begeisterung über die Begegnung mit dem Zentrum französischer Kultur. Anscheinend kannte er Paris bis dahin nur aus dem Schulunterricht und der eigenen Lektüre: »Vor mir ragte der Riesenblock der Oper auf; dort kreuzten die Boulevards. Man hat das aus der französischen Stunde behalten, nicht wahr?« Nicht minder eindrucksvoll der Anblick der Madeleine am nächsten Morgen: »Es führt eine breite Treppe hinauf, und wenn man dann oben steht, sieht man durch eine kurze, belebte Straße auf die Place de la Concorde. Und wenn man sehr guter Laune ist, und vor sich hinspricht: Boulevard des Capucines, – rue Royale, – haha Paris, – dann spürt man plötzlich den Drang, zu schreien oder mit ausgebreiteten Armen die Treppen hinunterzulaufen und unten auf dem Platz irgend einen Monsieur oder irgend ein Mädels um die Schulter zu nehmen und im Kreis herumzuschwingen.«⁵⁷ Enthusiastisch, albern fast, ergriff der junge Literat als Spaziergänger Besitz von der »Hauptstadt des 19. Jahrhunderts«, wo etwa der Flaneur Franz Hessel – den Frank als Rowohlt-Autor in den zwanziger Jahren kennengelernt haben dürfte – seit 1906 lebte. Er machte eine Bootsfahrt auf der Seine, ließ sich an den Ständen der *bouquinistes* entlangtreiben und ging am Abend ins Théâtre des Variétés.

Er erlebte Paris als Metropole, und das Charakteristikum der modernen Stadt, der Verkehr, überwältigte ihn: »Auf den großen Boulevards herrscht nachmittags, so zwischen vier und sechs, ein unbeschreibliches Gedränge. Man hat das Gefühl, alle Luxusgefährte der Welt durch die Tore von Paris einströmen zu sehen. Die Autos kommen auch nur im Schritt vorwärts. Die Uebergänge an den Kreuzungen lassen sich minutenlang nicht benützen.« Es ist die körperlich spürbare Großstadt – ihre Physis –, die Bruno Frank zuallererst fesselte. Enttäuscht berichtete er von seinem Besuch des Théâtre Français, wo er eine Inszenierung von Victor Hugos frühem Drama *Marion Delorme* sah. Mit sicherem Urteil konstatierte er »das gewisse pseudoheroische Etwas, die gestikulierende Herzensfreude am eigenen Ich, das naive Pathos«, das man in Deutschland nicht kenne. Er verwarf es keinesfalls. Jenes Pathos, mag es auch Hugos Drama ästhetisch zum Scheitern bringen, läßt die Geschichte Frankreichs glänzen: »Der steingewordene wahrhaft großartige Ausdruck für diese romanische Empfindungsweise ist der Invalidendom. Du weißt, daß der große Kaiser dort begraben liegt. Ich sage Dir – das ist seltsam schön; und wenn man hundertmal das Raffinement durchblickte!«⁵⁸ Der »große Kaiser«, der das französische Volk auch nach seinem Tod noch fesselte, faszinierte den jungen Frank in seiner geschichtlichen Größe – und die »großen Männer« beschäftigten den Schrift-

steller Frank sein ganzes Leben lang; später waren es unter anderen Friedrich II. und Aristide Briand.

Seine Begeisterung für Frankreich gründete nicht bloß im Ästhetischen. Ebenso wie einst bei Heine drückte sich in ihr die Wertschätzung des französischen Freiheits- und Humanitätspathos aus, ohne dessen Ambivalenzen zu leugnen. Solche Frankophilie schildert auch Wilhelm Speyer in seiner Erzählung *Schwermut der Jahreszeiten* – Bruno Franks Alter ego Erwin Gast besucht Paris schon als Schüler: »Auf einer jener Ferienreisen, die der Doktor zu Rad, in Begleitung einer Anzahl von Schülern zu unternehmen pflegte, hatte Erwin Paris kennengelernt. Tagelang hatte er sich auf dem Montmartre oder auf der Rue de la Gaieté des Montparnasse herumgetrieben, wo er sich in die Brasserien, Künstlerkneipen, Varietees und Cafés schlich, den dort Versammelten zusah, ihre Gesten, ihren Akzent, ihre Not und ihre Exaltationen studierte. Seit diesen Tagen liebte er Paris, Frankreich, französisches Wesen, französische Sprache. Er bedauerte zuweilen, als Deutscher geboren zu sein. Heine wurde sein Idol. Er ahmte seinen Stil, seine Kleidung nach.«⁵⁹ Nie nahm Bruno Frank in Frankreich festen Wohnsitz – wie sein späterer Freund Lion Feuchtwanger es in den dreißiger Jahren tat –, aber die geistige Verbundenheit mit dem Land und seiner Kultur bestimmte sein Leben und sein Werk maßgeblich. Die *Politische Novelle* von 1928 vor allem zeugt davon.

Zurück in Heidelberg, holte die Geldnot ihn bald wieder ein. Im Februar und März 1908 bat er erneut seinen Verleger um finanzielle Hilfe. Er habe seinem Vater versprochen, nicht mehr zu borgen, und bot Winter daher seine Dienste an: ob er »äusserlich-technische Schreibearbeit«⁶⁰ für ihn erledigen könne, um etwas hinzuzuverdienen? Fünf Wochen später telegraphierte er Winter aus Berlin, sein Roman sei nun fertig, und er könne binnen acht Tagen das Manuskript abliefern. Vermutlich handelte es sich um eine frühe Fassung des Romans *Die Nachtwache*. Ob Winter ihm tausend Mark Vorschuß geben könne?⁶¹ – Der Verleger zahlte tatsächlich.⁶² Frank versuchte seine Notlage durch kleinere Auftragsarbeiten zu lindern: Ab dem Frühjahr 1908 erschienen vereinzelt Gedichte im Münchner *Simplicissimus*, die ebenso den Charakter von Brotarbeiten haben wie jene Rezensionen, die er nun gelegentlich für das renommierte *Literarische Echo* schrieb. Im *Simplicissimus* veröffentlichte Frank beispielsweise am 9. März 1908 ein gefälliges Aschermittwochsgedicht.

Sommer 1908: es ging ihm schlecht, seelisch wie körperlich. Die stets vorhandenen Selbstzweifel steigerten sich zur Todessehnsucht. »Es wäre ziemlich angebracht sich totzuschieszen. [...] Und ein Jurist werden – ich möchte es gern um des Friedens willen – aber ich kann ja nicht bin so langsamen und trägen Geistes, dass *nie nie* etwas aus mir wird. – Ausserdem geht's körperlich wahnsinnig schlecht. Fast hilft das Veronal auch nicht mehr. Ich bin nahe daran Dich um Morphium zu bitten«⁶³,

schrieb er dem Mediziner Ackerknecht, der ihm die Medikamente wohl ohne weiteres verschaffen konnte. Er kokettierte nicht bloß mit dem Selbstmord, sondern hielt sich den finalen Ausweg bewußt offen: »Tu mir die Liebe an und erneuere mir mein Cyankali! Ich habe Sorge, dass das alte durch das Stehen verdorben ist und brauche die Möglichkeit: »Du kannst wenn Du willst« jetzt mehr wie je. – Ist es nicht am klügsten, das C. aufzulösen und zu *injizieren*? Ich stelle die Frage ganz wissenschaftlich kühl. [...] Es handelt sich wirklich *nur* darum, stets die Möglichkeit in der Hand zu haben.«⁶⁴ Ackerknecht ließ ihm das Gift zukommen und instruierte ihn. Die Erwägung solcher »letzten« Fragen hinderte Frank nicht, ihn wie üblich um Geld zu bitten; eine Frau habe es von ihm erpreßt.⁶⁵ Und immer wieder verlangte er nach einem neuen Veronal-Rezept.

Am 11. September 1908 meldete er sich aus Lahmann's Kuranstalt im Dresdner Stadtteil Weißer Hirsch bei dem Freund. Das Sanatorium gehörte zu den erfolgreichsten der Zeit: Bürgertum und Adel ließen sich unter beträchtlichen Annehmlichkeiten und auf Basis von Naturheilverfahren kurieren. Frank, der sich von den Heidelberger Eskapaden erholen wollte, verfiel alsbald neuen sinnlichen Verlockungen. Er schwärmte: »Hier sind Weiber, Alter! Man kann sein letztes bischen Lebenskraft loswerden. Polinnen, Russinnen und sonstige parfümierte Herrn mit dem gerollten R. Ganz amüsan, aber aufreibend. Und intrigant. – Wollte der Himmel, ich wäre aus meinen Geldsorgen heraus! Das ist nun seit Jahren der Pedalklang zu meiner Lebensmusik.« Er tröstete sich mit der Lektüre Schopenhauers: »Es gehört zum köstlichsten, was einem beschieden sein kann, in die kristallklaren und tiefen Wasser dieses rein springenden Geistes hineinzutauchen.«⁶⁶ Die Szene erscheint bizarr: Ein 21jähriger Student der Jurisprudenz, der, aus großbürgerlicher Familie stammend, beständig von Geldsorgen geplagt wird, weil er seiner Spielsucht und seiner erotischen Leidenschaften nicht Herr wird, verbringt Schopenhauer lesend seinen ersten Kuraufenthalt in einem der namhaftesten deutschen Sanatorien.

Auf wundersame Weise gelang es ihm zwei Wochen später, Ackerknecht die im Juli geliehenen 110 Mark zurückzusenden. Er fragte ihn mit Sinn für die Realität sogar, ob er noch etwas darüber hinaus brauche, gerade sei etwas Geld da, das sicher nicht lange vorhalten werde.⁶⁷ Im Herbst gehorchte er seinem nun mehrfach erprobten Verhaltensmuster: wieder wechselte er den Studienort. Er übersiedelte nach Leipzig, wo er eine Doktorarbeit zu schreiben beabsichtigte. Der Vorsatz scheiterte gründlich. Abermals geriet er in Geldnot. Er hatte einem Bekannten aus Freiburg ausgeholfen; dieser habe die geliehene Summe aber nicht wie versprochen binnen 24 Stunden zurückgegeben, und so sprang der bewährte Stuttgarter Freund ein – indem er selbst »gepumpt« hatte: »Du selbst Eber als angehendes Pump-Genie ...?! Darf ich Sie, hochverehrter Herr, nun wirklich, wirklich in »unseren Reihen« begrüßen?

Lieber nicht, Alter, obgleich es eine glänzende Repraesentation und Rechtfertigung für das Pump-Gewerbe wäre – aber ich sage Dir, der Beruf hat entsetzliche Schattenseiten. Veronal, Morphium, Cynismus und moralische Zerrüttung sind die Folgen. Du bist gewarnt!«⁶⁸

Unterdessen arbeitete er, die Tage bei Kakao und Brot im Bett verbringend, an seinem ersten Roman. Nach zwei Monaten war das Kapitel »Leipzig« beendet. In einem Brief vom 26. November 1908 teilte er Ackerknecht mit, daß er nun bei Wilhelm Speyer in München wohne; einen Monat später hatte er das Romanmanuskript abgeschlossen und kündigte an, Weihnachten in Stuttgart zu verbringen – nicht ohne hinzuzufügen, daß er offiziell aus Leipzig komme.⁶⁹ Frank bot dem heimischen *Stuttgarter Neuen Tagblatt* sein Manuskript zur Veröffentlichung in Fortsetzungen an, wurde jedoch mangels Eignung für einen Zeitungsroman abgelehnt. Die Einnahmen aus der sicher geglaubten Vorabveröffentlichung hatte er fest eingeplant, um seine Gläubiger befriedigen zu können. Seinen Vater könne er nicht um Hilfe bitten, teilte er Otto Winter mit, denn der habe »strikt erklärt keine Schulden mehr zu begleichen – und hat das Versprechen gehalten – nachdem er einmal einen Posten von einigen Tausenden erledigt hatte«. Er gründete seine neuerliche finanzielle Bitte auf die Überzeugung, daß sein Roman »ganz leicht«⁷⁰ ein Erfolg werden könne. Der Verleger gab nach: Er übermittelte seinem Autor am 16. Januar 1909 weitere 1.800 Mark,⁷¹ obwohl *Die Nachtwache* schon mit einem Honorarvorschuß von 1.000 Mark belastet war.

Dieser unmittelbaren Sorgen ledig, flüchtete sich Bruno Frank wie im Januar 1907 nach Südfrankreich, nun in Begleitung von Wilhelm Speyer. Inzwischen hatte er seinen Roman noch einmal durchkorrigiert und bat Ackerknecht in einem Brief vom 22. Januar 1909 aus Beaulieu-sur-mer – zwischen Nizza und Monte Carlo gelegen –, das veränderte Manuskript an Winter weiterzuleiten.⁷² Aber nicht die Fertigstellung der ersten großen Prosa-Arbeit war das Ereignis jener Tage, sondern die Versuchung Monte Carlo. Die Bürgersöhne Frank und Speyer logierten im *Hôtel Bristol* und verbrachten, solange das Geld reichte, ihre Tage am Spieltisch. Schließlich spitzte sich die Lage zu, und Frank schrieb Ackerknecht einen zerfahrenen und wahrhaft desperaten Brief: »Ja es steht hier unten sehr sehr schlimm, schlimmer als es jemals war, und das *Schlimmste* ist, dass auf Umwegen *Papa* erfahren hat, dass *ich* hier unten Monte Carlo versucht habe und dass er mir in einem furiosen Brief jede fernere Unterstützung und überhaupt die Zusammengehörigkeit *gekündigt* hat. [...] Könnte nur ich hier unten fort. Hätte ich tausend Mark! Es ist eine Marter. Ich verbrenne hier bei lebendigem Leib, und Speyer geht es auch nicht gut, obgleich bei ihm nicht die entsetzlichen Schulden im Hintergrund stehen und drohen, wie bei mir. [...] Was habe ich denn noch sonst für Werte in mir, ich Spieler, Schulden-

macher, Abenteurer und ›Lump‹, wenn ich es nicht einmal mehr verstehe, ein *guter Freund* zu sein?«⁷³

Mit großen Worten erklärte er, daß er Trost bei abendlichen Spaziergängen am Meer finde. Seine Strategie war bei aller wirklich empfundenen Verzweiflung allerdings durchschaubar, und dieses Mal fruchtete die in den glühendsten Farben vortragene Zerknirschung in Stuttgart nicht. Ackerknecht reagierte nach mehr als zweieinhalb Jahren unausgesetzten Anpumpens nicht mehr auf Franks Hilferufe, so daß dieser sich in einem Brief von Anfang Februar – in fahriger Schrift und in hysterischem Tonfall – in die größte Empörung hineinsteigerte: »Eberhard, Deine Art Dich zu benehmen ist unbegreiflich. Ich bin hier der Verzweiflung ausgeliefert, ohne Hilfsmittel in einem Hotel dessen täglich um 100 francs beinahe steigende Rechnung ich nicht begleichen kann wider Willen festgehalten, [...] von meinen Eltern formell verstossen, ohne Aussichten, ohne Hilfsmittel, ohne Hoffnungen, mit zermartertem Hirn, schlaflos ohne die Mittel zu leben. Ich kann nichts mehr essen – und Speyer auch nicht.«⁷⁴ Er ergänzte, sie hätten ihre einzigen Schmuckstücke – zwei Ringe – bereits versetzt und lebten von Obst und Brot, weil sie im Hotel alles bezahlen mußten. Und Eberhard antworte auf seine Telegramme nicht! Er gab zu, seine Hilferufe seien gewiß eine Zumutung; er habe aber erst telegraphiert, als alles andere versagt habe. Bruno Frank beherrschte nicht bloß den weltgewandten Ton, sondern verstand sich durchaus auch auf Grobheiten. Er *verlangte* von Ackerknecht, er solle in Stuttgart oder anderswo eine große Summe auftreiben; keinesfalls aber dürfe er zu Franks Eltern gehen. Er solle doch sein Schweigen aufgeben! – Die Entschuldigung für die Entgleisung folgte per Telegramm. Der Freund möge ihm jenen Brief verzeihen, »das product von hunger und namenloser erregung«⁷⁵. Wie befreiten Frank und Speyer sich aus der selbstverschuldeten Misere? Aus den erhaltenen Briefen geht es nicht hervor. Erst am 26. März 1909 meldete sich der Hasardeur aus München wieder in Stuttgart und versicherte Eberhard »seiner unverändert freundschaftlichen Gesinnung«⁷⁶. Er selbst hätte einer solchen Versicherung des Freundes eher bedurft.